

Alexander Notdurfter

„... der ewigen Heimat zu“ Über Möglichkeiten und Grenzen einer Pfarrgemeinde, Heimat zu stiften

1. Hinführende Überlegungen

Kirche als Heimat! Beheimatung in der Kirche! Worte, die vielschichtige Bedeutungen an sich ziehen, mit starken Gefühlen geladen sind, auf eine vorbehaltlose Umsetzung drängen. Große Worte, die die Zustimmung leicht machen und dennoch, oder gerade deswegen mit Vorsicht zu handhaben sind. Mehr noch: die geprüft werden müssen – um der theologischen Redlichkeit und der pastoralen Sinnhaftigkeit willen. Deshalb sei gefragt: Welche Heimat hat ein Christ? Wie viel Heimat braucht ein Christ?¹

Die folgenden, pastoraltheologisch zugeschnittenen Überlegungen denken Antworten auf diese Fragen an. Im Brennpunkt des Interesses steht nicht die Kirche als ganze, will heißen nicht die Universalkirche, nicht die Weltkirche, nicht die Katholische Kirche, vielmehr interessiert die Pfarrgemeinde, ein bekanntlich unscharf bestimmtes Phänomen ekklesialer Präsenz.² Weil einschlägige Klärungen an dieser Stelle nicht möglich sind, sei als Lesehilfe der Hinweis vorausgeschickt: Wann immer nachstehend die Stichworte „Pfarrgemeinde“ und im Wechsel dazu „Gemeinde“ oder „Pfarrei“ fallen, sind Verwirklichungen von Kirche am Ort im engen Sinn des Wortes gemeint, sprich Territorial- und nicht Personalgemeinden.³ Deren Merkmale sind – für unsere Breiten idealtypisch verdichtet – eine volksskirchlich geprägte Geschichte, entsprechend durchwirkte pastorale Mentalitäten und davon herzuleitende Kulturen, Strukturen, Prozesse.

Solcherart Pfarrgemeinden bestehen – um konkret zu werden – aus einem engen Kreis von Mitarbeitern⁴. Daneben findet sich eine größere Gruppe von regelmäßigen Besuchern des Sonntagsgottesdienstes. Des Weiteren gibt es in der Gemeinde Gläubige, die über eine Pastoral an den Lebenswenden erreicht werden, und alle jene, die zwar getauft sind, aber keinen Kontakt zur Gemeinde halten. Die seelsorgliche Mitte der volksskirchlich bestimmten Pfarrgemeinde bilden Sonntagsgottesdienst und Sakramentenpastoral. Dazu kommen Aktivitäten in der Verkündigung und im sozial-karitativen Bereich. Zur Pastoral gehören schließlich Gemeinschaft stiftende Initiativen und Verwaltungsauf-

gaben. Die volkshkirchliche Gemeinde weiß sich allen ihren Gläubigen, wenn sie einen missionarischen oder sozial-karitativen Akzent setzt, allen Menschen vor Ort verpflichtet; erreicht werden von ihrer Pastoral in der Regel aber vor allem Christen mittleren bis gehobenen Alters von eher niedrigem Bildungsstand, mit einer relativ starken Bindung an Tradition und übermäßigen Harmonieerwartungen bezüglich persönlicher Lebensführung und kulturell-gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Die Territorialgemeinde klassischen Zuschnitts zielt auf die Gesamtbiografien ihrer Gläubigen, auf ihre Lebenswelten: Sie stellt, kurz gesagt, umfassende Ansprüche und Forderungen. Geleitet wird sie vom Pfarrgemeinderat und vom Pfarrer, der in der Regel auch anderen Pfarreien vorsteht; Letzteres gilt als Notlösung. Die Führungsaufgaben selbst sind durchwegs operativer Natur: Es geht um die Fortführung der gewachsenen Pastoral durch die Sicherung der notwendigen Koordination. Selten wird steuernd in die Entwicklung der Pfarrgemeinde als ganze eingegriffen.

2. (Pastoral)Theologische Fixpunkte

2.1 *Die Heimat im Himmel*

Um bei der ersten der eingangs gestellten Fragen zu beginnen! Was es bedeutet, die Heimat zu verlieren, ohne ihr auszukommen, sie zu suchen und sie zu finden, in ihr zu leben, kurzum was Heimat für den alt- und neutestamentlichen Menschen ist, beschäftigt viele biblische Schriftsteller. Markant fällt der Hinweis des Philipperbriefes aus: „Unsere Heimat [...] ist im Himmel.“⁵ Und ebenso deutlich wird die Bemerkung im Brief an die Hebräer: „[...] Wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige.“⁶

Die Linien, zu denen die heiligen Schriften ansetzen, werden in nachbiblischer Zeit unterschiedlich fortgeschrieben und bis in die Gegenwart hineingezogen. Wenn jemand heute singt, „Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu“⁷, nimmt er also eine lange Geschichte gläubigen Wissens um das Kommen des Menschen aus und sein Gehen in die Ewigkeit auf. Ob dem Gesungenen freilich auch Bedeutung zukommt, darf bezweifelt werden. Denn der Glaube an die ewige Heimat scheint für die Gegenwart blass und kraftlos geworden. Auf die Frage nach seinem Zuhause antwortet der „christliche Zeitgenosse von der Straße“ wohl kaum: Ewigkeit!⁸

2.2 *Pfarrgemeinde – eine zweite Heimat?*

Wenn überhaupt, dann fühlen sich Getaufte zur Weltkirche und zur Pfarrgemeinde gehörig.⁹ Diese ekklesialen Präsenzen sind im gängigen Selbst-

verständnis der Gläubigen an die Stelle der ewigen Heimat getreten. Deren Ausrichtung daran findet denn auch Entsprechung in einschlägigen gemeindepastoralen Zielbestimmungen und Grundlinien; etwa wenn im seelsorglichen Alltag zentral auf ein gelingendes Miteinander gesetzt wird, wenn das Stiften von Gemeinschaft zur ausschlaggebenden Perspektive der Pastoral avanciert, bisweilen die einschlägigen Zuschreibungen zum Leitwort „Pfarrgemeinde als Familie“ verdichtet werden. Die damit verbundenen Orientierungen stehen für den Wunsch nach Überschaubarkeit, Vertrautem, Harmonie. Sie spiegeln das Bemühen, Spannungen und Konflikte zu vermeiden, Ungewohntes und Fremdartiges abzurängen, Anderssein und Differenzen einzuebnen.

Die Entwicklung, die Pfarrgemeinden in der Umsetzung dieser Vorgaben nehmen, ist nun aber mehr als problematisch, nicht nur weil theologisch Zurückhaltung geboten, sondern auch weil sozial- und kulturwissenschaftlich Vorsicht angebracht ist. Letzteren gilt „Heimat“ als spannungsgeladenes, zwiespältiges Phänomen.¹⁰ Am einen Ende des Bogens stehen „Herkunftsart oder -region, [...] das Liebe und Teure, Vertraute“¹¹, und damit verbundene positiv aufgeladene Gefühle, Wünsche, Erwartungen. Auf der anderen Seite finden sich Ängste und Befürchtungen, Vorbehalte und Ablehnung. Sie ergeben sich aus der Draußen-Drinnen-Logik, die „Heimat“ und „Beheimatung“ transportieren. Zum Draußen werden Distanz und Trennung gesucht, weil es potenziell feindlich erscheint, im Drinnen Unterschiede und Differenzen nivelliert, der Zwang zur Angleichung etabliert. Skepsis gegenüber der Rede von Heimat lösen auch Erinnerungen an die Verwendung des Begriffes durch nationalsozialistische und vergleichbare Machthaber aus.¹²

2.3 Heimatsehnsucht in unruhigen Zeiten

Dass Pfarrgemeinden als Heimat ersehnt werden, ist vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen mehr als verständlich. Denn die bestimmenden sozialen Veränderungen laufen auf funktionale Pluralisierung und kulturelle Individualisierung hinaus.¹³ Während die soziale Wirklichkeit früher ein homogenes System bildete, auf das die Kirche zumindest in unseren Breiten regulierend zugreifen konnte, gliedert sich die Gesellschaft heute in Teilbereiche auf, die kaum verbunden nebeneinander stehen. Die Sphäre der Wirtschaft hat sich von der Politik gelöst, der Bereich der Bildung von der Familie, das Feld der Wissenschaft von jenem der Religion. Jedes gesellschaftliche Teilsystem bildet eigene Regeln aus, eine Steuerung von Außen ist kaum oder nicht möglich. Von den Kirchen und Pfarrgemeinden erwartet sich eine funktional differenzierte Gesellschaft die Verarbeitung der Kontingenzen, die im Betrieb der Teilsysteme anfallen.

Die funktionale Pluralisierung der Gesellschaft eröffnet ein Panorama von Teilsystemen und billigt dem Einzelnen Wahlmöglichkeiten zu. Optionen zu haben, bedeutet Freiheit, bringt gleichzeitig aber auch Zwang zur Entscheidung mit sich und setzt dem Risiko aus. Niemand kann sich entziehen, jeder muss sich festlegen und damit rechnen fehlzugehen. Das Leben und sein Verlauf werden so zu einem individuellen Projekt, das faszinierend, aber auch ängstigend sein kann oder beides in einem ist. In der Durchführung dieses Projektes darf der Einzelne sich weder auf die Vorgeschichte verlassen, die laufenden Neuinterpretationen unterliegt, noch der gewünschten Zukunft trauen, denn was an ihr erstrebenswert oder zu vermeiden ist, unterliegt ebenfalls ständigen Veränderungen. Im Sog von Pluralisierung und Individualisierung verflüssigt sich die Identität des Einzelnen: Er ist nicht überall und nicht immer derselbe, sondern muss sich kontextuell anpassen und sukzessive umgestalten.

Weil die Welt und das Leben unübersichtlich geworden sind, der Einzelne sich laufend risikoreich erschaffen muss, ist die Sehnsucht mancher Zeitgenossen nach einer festen Bleibe nachvollziehbar. Nicht wenige Christen wünschen sich ihre Pfarrgemeinde denn auch als Ort, wo gut sein ist, wo sich zu bleiben lohnt.¹⁴

2.4 Überforderte Pfarrgemeinden

Der nüchterne Blick zeigt nun aber mehr als deutlich, dass Pfarrgemeinden die Erwartungen in der Regel nicht erfüllen können, die in sie gesetzt werden. Sie sind nicht die lebendige Gemeinschaft, in der man sich durch und durch kennt, sich verlässlich für den anderen interessiert, die miteinander verbunden bleibt durch geteilte Werte, Ziele und Aktivitäten, wo man zusammensteht, wenn Not am Mann und an der Frau ist. Stattdessen präsentieren sie sich – eine nicht-theologische Bestimmung ist schwierig: die Bezeichnung als „Gruppe“ blendet die zahlenmäßige Größe aus; „Masse“ übersieht die Strukturierung von Pfarrgemeinden; „Netzwerk“ bleibt diffus – als Organisationen.¹⁵ Will heißen: Pfarrgemeinden sind soziale, also aus Menschen „bestehende“ Systeme, die nicht nur für den Moment existieren, sondern auf längere Sicht eingerichtet sind. Sie verfolgen Ziele, arbeiten in ihrem Inneren aufgabenteilig, sind in ein Umfeld eingebettet, dem sie sich teilweise angleichen müssen, um ihre Leistungen zu erbringen.¹⁶

Letzteres bedeutet: Die angesprochenen gesellschaftlichen Veränderungen schlagen auf Pfarrgemeinden durch. So entspricht der funktionalen Pluralisierung etwa, dass Gläubige nur Ausschnitte ihres Lebens an die Gemeinde heranführen und die kirchliche Einflussnahme auf andere Lebenssegmente begrenzen. Auch die Widersprüchlichkeit, positiv gewendet die Vielfalt der Pastoral vor Ort ist zu deuten als Reflex auf die gesellschaftliche Entwicklung.

Die kulturellen Individualisierungstendenzen führen hingegen zu Vorbehalten im Kontakt und in der Bindung an die Gemeinde; beides geschieht, wenn überhaupt, auf Widerruf. Gleichzeitig bewirken sie einen selektiven Umgang mit der christlichen Überlieferung, anders gesagt: eine persönliche Auseinandersetzung mit dem Glauben und eine biografisch geleitete Aneignung des Christlichen.

Es zeigt sich also: Weil die Christen Kinder dieser Zeit sind, können ihre Pfarrgemeinden nicht Heimat sein. Beheimatung ist kein Angebot, das den Gläubigen und den Menschen im Territorium verlässlich gemacht werden kann. Folglich eignen sich Heimat und Beheimatung auch wenig bis gar nicht als Zielbestimmungen für die Entwicklung einer Pfarrgemeinde.

3. Praktische Folgerungen

Wenn dem aber so ist, wenn das Konzept „Pfarrgemeinde als Heimat“ und „Gemeindepastoral als Beheimatung“ präskriptiv-theologisch ungeeignet und deskriptiv-theologisch unangemessen ist, muss gefragt werden: Wie ist in der Seelsorge am Ort mit der Sehnsucht von Menschen nach Heimat, mit ihrem Wunsch nach Beheimatung umzugehen? Und weiter: Wenn eine Pfarrgemeinde sich zur Aufgabe macht, heimatstiftende Gemeinschaft zu sein, wie kann mit solchen Vorstellungen kompetent umgegangen werden?

Die Beschäftigung mit diesen Fragen muss zwischen drei Ebenen unterscheiden: Zunächst gilt die Aufmerksamkeit dem einzelnen Gläubigen und seinem Wunsch nach der vertrauten Gemeinde; dann will die Thematik mit Blick auf den Gemeindealltag, näherhin auf die Präsenz und Wirksamkeit ebendort bedacht werden; schließlich ist zu berücksichtigen, dass „Gemeinde als Heimat“ sich immer wieder als Leitwort für pastorale Entwicklungsprozesse durchsetzt. Eine pastoraltheologische Praxistheorie betrachtet diese Dimensionen zudem in drei Perspektiven: Es geht um die Wahrnehmung der aktuellen Phänomene, um eine Bestimmung von angemessener zukünftiger Praxis und um Vorschläge zu Veränderungen Ersterer auf Zweitere hin.

3.1 Unerfüllbare Wünsche¹⁷

Wo das „gesunde“ Interesse für eine Pfarrgemeinde bei Gläubigen in den überzogenen Wunsch nach Heimat umschlägt, verbündet sich dieser häufig mit einer verzerrten Wahrnehmung der Gemeindewirklichkeit, mit dem Vernachlässigen von Unterschieden, dem Ausblenden von Fremdheiten, dem Leugnen von Spannungen. Es kommt zu unrealistischen Erwartungen, die auf Vertrautheit, Geborgensein und Harmonie zielen. Regressives Streben

nach Symbiose stellt sich ein. Wenn es ins Leere läuft und enttäuscht wird, greifen Misstrauen und Verweigerung, Aggression und Konflikte um sich.

Der seelsorgliche Umgang mit solchen Phänomenen wird sich zunächst um eine aufmerksame Beobachtung bemühen: Was geht in Menschen vor sich, die ihre Vorstellungen von Gemeinde stark „heimatlich“ aufladen? Woran richten sie sich aus, was nehmen sie nicht wahr? Daran schließt sich sinnvollerweise – ohne zu sehr in die Tiefe zu gehen, denn Seelsorge setzt keine therapeutischen Interventionen – das Interesse an der Vorgeschichte an: Mit welchen früheren Erfahrungen werden diese Vorstellungen verbunden? Wie stark sind die einschlägigen Verknüpfungen? Im Dritten geht es um die Frage nach „Heimaterfahrungen“: Hat der betreffende Mensch überzeugende Erlebnisse von Beheimatung im Laufe seines Lebens gemacht? Wie kam es dazu, was war sein Anteil dabei? Die ressourcenorientierten Überlegungen münden in die Auseinandersetzung mit dem aktuellen Bedürfnis nach Beheimatung: Wie viel Heimat braucht diese Person, als religiöser Mensch, als Christ? Welche Heimat will sie? Erst dann scheinen Überlegungen zu religiösen und christlichen Orten angebracht, die nicht Pfarrgemeinde sind und dennoch, oder vielleicht gerade deswegen Heimat in Aussicht stellen: Wo sonst findet dieser Mensch aktuell, was er in der Gemeinde sucht, aber nicht bekommt? Was muss er tun, um das Angestrebte zu erreichen? Schließlich ist das Verhältnis zur Pfarrgemeinde zu bedenken: Wie kann der Bezug zu ihr angemessen gestaltet werden? Wozu ist die Pfarrgemeinde für diesen Menschen gut? Insgesamt muss die Entwicklung, die Menschen durchlaufen sollen, also auf eine Entflechtung zwischen dem einzelnen Gläubigen und seiner Gemeinde zielen: hier der Christ, der in Gott und sich ruht, dort die Gemeinde, die im Dienst an der sich ereignenden Begegnung zwischen Gott und diesen Menschen steht.

Die Hinführung zu einem reifen Umgang mit der Sehnsucht nach Heimat in Pfarrgemeinden ist durchgängig wichtig. Von entscheidender Bedeutung wird sie aber, wenn „heimathungrige“ Gläubige Schlüsselfiguren in der Pfarrei sind, also zu jenen Mitarbeitern gehören, die die Seelsorge am Ort entscheidend prägen, weil sie sich darum verdient gemacht haben, fachlich oder kommunikativ kompetent sind, weil sie durch Wahl legitimiert wurden oder im Umfeld der Gemeinde Macht und Einfluss haben. In diesem Fall ist entscheidend, darauf zu achten, dass ihre Wünsche nach Heimat nicht zur impliziten oder expliziten Leitlinie für die Gemeinde werden.

3.2 Unbedachte Optionen

Wie so mancher Gläubige setzen auch Gemeinden bisweilen in unangemessener Art und Weise auf Heimat. Auch hier ist zunächst zu fragen: Was tut sich da? Die Phänomene zu registrieren, scheint banal, ist aber alles eher als leicht.

Gerade weil viele Vorstellungen sehr gängig, geradezu selbstverständlich und damit nicht wirklich bewusst sind, weil die Gemeinden von Routinen getragen werden, fällt das unvoreingenommene Beobachten schwer. Es setzt den Schritt in die Distanz voraus. Wo er gelingt, wird deutlich, dass „Heimatkonzepte“ bisweilen unerwünschte Nebenwirkungen zeitigen: Schwierigkeiten im Umgang mit Brüchen und Gegensätzen in der Gemeinde einerseits, ein übermäßiges Festhalten am Gewohnten, Überkommenen andererseits.

Um diese Nebenwirkungen abzufedern, werden Pfarrgemeinden in ihrem pastoralen Alltag zunächst ein größeres Interesse an Unterschieden, am Anderen, am Fremden entwickeln müssen: Wo zeigt sich all dies? Was ist das Trennende und was das Verbindende? Wie kann Ersteres sich gegenüber Letzterem behaupten? Wie soll beides gut in Balance kommen oder gehalten werden?

Dann sollten sie sich aber auch für eine pastorale Kultur der Endlichkeit und des Abschiedes öffnen. Diese sorgt dafür, dass nicht verwirklichte Ziele rechtzeitig aussortiert werden, dass seelsorgliche Vorhaben, wenn irgend möglich, auf Befristung angelegt sind, dass pastorale Aufgaben einen achtsamen und klaren Abschluss finden, selbst wenn sie gelungen sind. Es geht also darum, sich immer wieder zu fragen: Wie kann Seelsorge insgesamt, wie können einzelne Vollzüge im Horizont des Vergänglichen gehalten werden? Dass die einschlägige Umorientierung nicht von selbst geschieht, sondern gezielte Bemühungen notwendig macht, ist verständlich. Denn sie bildet einen Kontrapunkt zum Kirchenjahr, das mit seinen sich wiederholenden Festen und Zeiten die Dimension von Endlichkeit und Abschied tendenziell ausblendet.

3.3 Ausdrückliche Programme

In der Bearbeitung der „Heimatthematik“ ist zum einen also der Gemeindealltag mit seinen ungeschriebenen Gesetzen und selbstverständlichen Gewohnheiten zu beachten; zum anderen interessieren die ausdrücklichen Zielvorstellungen, die sich Gemeinden geben. Sie werden in pastoralen Planungsprozessen, etwa im Zusammenhang mit der Bildung von größeren Seelsorgeräumen, aber auch bei Bemühungen um Schwerpunktsetzung in der Gemeindepastoral ausgeformt, vielfach unter Aufnahme biblischer Bilder, seltener in Anlehnung an systematisch-theologische Begriffe. Explizite Ziele stehen in Wechselwirkung mit der pastoralen Praxis. Sie spiegeln die tragenden kulturellen Muster und wirken gleichzeitig auf diese zurück, zumindest dort, wo man sich um ihre Umsetzung in das pastorale Tun bemüht. Sie sind also abzuklopfen: Welche Vorstellungen von Pfarrgemeinde enthalten sie? Sind diese angemessen? Und wo sich herausstellt, dass wenig hilfreiche Konzepte von Heimat bemüht werden, geht es um ihre Korrektur.

3.4 Ernstfall Kasualienpastoral

Wenn eine Pfarrgemeinde sich als Heimat versteht, hat dies vor allem Auswirkungen auf den Umgang mit jenen Gläubigen, die im aktuellen praktisch-theologischen Diskurs vor allem auf protestantischer Seite als „Kasualienfromme“ gelten.¹⁸ Gemeint sind damit Christen, die sporadisch Kontakt zur Pfarrgemeinde suchen: an den Lebenswenden, bei der Taufe ihrer Kinder, zum Eintritt in die Schule, in das Jugendalter, wenn sie heiraten oder einen Angehörigen zu Grabe tragen. Eine Gemeinde mit „Heimatprogramm“ wird ihnen mit Zurückhaltung, vielleicht sogar mit Misstrauen und Ablehnung begegnen. Religiosität und Christlichkeit, die Kirche nur zu bestimmten Gelegenheiten, dann aber sakramental lebt, scheint mangelhaft. Dass der Glaube kein dauerhaftes soziales Bindungsverhalten auslöst und damit kaum institutionell sichtbar wird, erleben diese Gemeinden als Problem.

Hält sich eine Gemeinde derart eng geführte Heimatkonzepte hingegen auf Distanz, werden die verschiedenen Formen christlichen Lebens interessant. Unterschiedliche Grade von Einbindung in Pfarrgemeinden und temporäre Formen von Zugehörigkeit können zugelassen und in der Folge mit Aufmerksamkeit und Wertschätzung aufgenommen werden.

4. Eine veränderte Zentralperspektive

Wenn „Heimat“ für heutige Pfarrgemeinden, angesichts ihrer Möglichkeiten und Grenzen, als Leitwort nicht geeignet ist¹⁹, was kann sich dann als Orientierung anbieten? Wenn Beheimatung alle überfordert – die einen, weil sie weniger suchen und das Zuviel scheuen, die anderen, weil sie mehr wünschen und das Wenige sie enttäuscht – und die Sache nicht trifft, was könnte dann auf den Punkt bringen, worum es bei Pfarrgemeinde geht?

Herberge! Vielleicht ist damit ein Schlüsselwort gefunden, das die markanten Linien aktueller Gemeindepastoral in unseren Breiten zu einer Perspektive verdichtet.²⁰ Herbergen leben zum einen davon, dass ein Wirt sie betreibt, sie offen hält, zum anderen brauchen sie den Gast, der sie aufsucht, einkehrt, um nach einer Weile wieder zu gehen. Und beide, Wirt wie Gast, wissen: Herbergen sind keine Bleibe auf Dauer, sie dürfen es gar nicht sein, für den Gast nicht und – wer wollte dies abstreiten? – auch für den Wirt nicht. Denn auch dieser muss, wenn nicht äußerlich, so doch in seinem Inneren, wie ein Gast sein, um zu verstehen, wer ein Gast ist. Sie sind also beide in gewisser Weise Gäste und – in christlicher Perspektive – Wanderer auf die ewige Heimat zu.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Amery, Jean: Wie viel Heimat braucht ein Mensch, in: Amery, Jean: Werke, hg. von Heidelberger Leonard Irene, Bd. 2, Stuttgart (Klett-Cotta) 2002, 86-117.
- 2 Vgl. Haslinger, Herbert: Lebensort für alle. Gemeinde neu verstehen, Düsseldorf (Patmos) 2005, 39.
- 3 Die Überlegungen beziehen sich also nicht auf Gruppen, die den Neuen Geistlichen Bewegungen zuzurechnen sind; ebenso wenig auf basiskirchliche Initiativen und Basisgemeinden.
- 4 Natürlich sind auch Mitarbeiterinnen gemeint. Dasselbe gilt nachstehend auch im Zusammenhang mit anderen vergleichbaren Begriffen.
- 5 Phil 3,20.
- 6 Hebr 13,14.
- 7 Vgl. Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch, hg. von den Bischöfen Deutschlands und Österreichs und der Bistümer Bozen-Brixen und Lüttich, Stuttgart (Katholische Bibelanstalt), Nr. 656.
- 8 Zum Fehlen eschatologischer Vorstellungen im modernen Christentum vgl. Ebertz, Michael N.: Die Zivilisierung Gottes. Der Wandel von Jenseitsvorstellungen in Theologie und Verkündigung, Ostfildern (Schwabenverlag) 2004; Fuchs, Ottmar: Das Jüngste Gericht. Hoffnung auf Gerechtigkeit, Regensburg (Pustet) 2007.
- 9 Vgl. Wollbold, Andreas: Kirche als Wahlheimat. Beitrag zu einer Antwort auf die Zeichen der Zeit, Würzburg (Echter) 1998, 262.
- 10 Bastian, Andrea: Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache, Tübingen (Max Niemeyer) 1995, 218, hält für die alltägliche Verwendung des Begriffs eine räumliche, eine soziale und eine emotionale Bedeutungskategorie als zentral fest. Über den Alltag hinaus benennt sie als Felder, in denen der Heimatbegriff Verwendung findet: das Recht, die Politik, die Naturwissenschaften, Religion und Literatur.
- 11 Kimminich, Otto: Art. Heimat, in: Baumgartner, Konrad/Scheuchenpflug, Peter: Lexikon der Pastoral, Bd. 1, Freiburg (Herder) 2002, Sp. 719.
- 12 Vgl. Larcher, Dietmar: Heimat – eine Ausschweifung. Theoretisches Vagabundieren in der Begriffsgeschichte, in: Larcher, Dietmar u.a.: Fremdgehen. Fallgeschichten zum Heimatbegriff, Klagenfurt (Drava) 2005, 137-151; auch Krefß, Hartmut: Art. Heimat, in: TRE, Bd. 14, Berlin (Walter de Gruyter) 1985, 778-781.
- 13 Vgl. Bucher, Rainer: Entmonopolisierung und Machtverlust. Wie kam die Kirche in die Krise, in: Bucher, Rainer (Hg.): Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche, Würzburg (Echter) 2004, 11-29; Gabriel, Karl: Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Freiburg (Herder) 1992, 121-163.
- 14 Vgl. Könemann, Judith: Biografie als Bezugspunkt heutiger Religion. Wie wird das Christentum anschlussfähig für die zeitgenössische Lebensführung? in: Gellner, Christoph (Hg.): „... biografischer und spiritueller werden“. Anstöße (!) für ein zukunftsfähiges Christentum, Zürich (Theologischer Verlag) 2009, 30-36.
- 15 Vgl. Gabriel, Karl: Modernisierung als Organisation von Religion, in: Krüggeler, Michael u.a. (Hg.): Institution – Organisation – Bewegung. Sozialformen der Religion im Wandel, Opladen (Leske und Budrich) 1999, 19-37.
- 16 Vgl. Berkel, Karl: Art. Organisation, in: LThK, Bd. 7, ³1998, Sp. 1117. Greif, Siegfried u.a. (Hg.): Arbeits- und Organisationspsychologie. Internationales Handbuch in Schlüs-

selbegriffen, Weinheim (Psychologie Verlags Union) ²1995, 342; Weinert, Ansfried B.: Lehrbuch der Organisationspsychologie. Menschliches Verhalten in Organisationen, Weinheim (Psychologie Verlags Union) ³1992, 41; Heller, Andreas/Krobath, Thomas: Organisationsethik. Organisationsentwicklung in Kirchen, Caritas und Diakonie, Freiburg (Lambertus) 2003, 16.

- 17 Vgl. auch Wiebel-Fanderl, Oliva: Religion als Heimat? Zur lebensgeschichtlichen Bedeutung katholischer Glaubenstraditionen, Wien (Böhlau) 1993, 281-295.
- 18 Vgl. Grethlein, Christian: Grundinformation Kasualien. Kommunikation des Evangeliums an Übergängen des Lebens, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2007; Wagner-Rau, Ulrike: Segensraum. Kasualpraxis in der modernen Gesellschaft, Stuttgart (Kohlhammer) 2000.
- 19 Anders Brantzen, Hubertus: Gemeinde als Heimat. Integrierende Seelsorge unter semiotischer Perspektive, Freiburg/Schweiz (Universitätsverlag) 1993, der Heimat für einen geeigneten Begriff zur Kennzeichnung von Gemeinden empfiehlt; ähnlich Fuchs, Ottmar: Symbolverwurzelt und entgrenzend, in: Weber, Franz/Fuchs, Ottmar: Gemeintheologie interkulturell. Lateinamerika – Afrika – Asien, Ostfildern (Matthias-Grünewald) 2007, 29-31.
- 20 Vgl. Hendriks, Jan: Gemeinde als Herberge. Kirche im 21. Jahrhundert – eine konkrete Utopie, Gütersloh (Kaiser/Gütersloher Verlagshaus) 2001; zu Gastfreundschaft als seelsorglichem Modell noch immer anregend Zerfaß, Rolf: Menschliche Seelsorge. Für eine Spiritualität von Priestern und Laien im Gemeindedienst, Freiburg (Herder) ⁴1988, 11-32.